

Detlef Stender

Wüllenweber in Heimarbeit und Industrie

Tuchherstellung in der Eifel

Text erstmals veröffentlicht in:

Gabriele Harzheim, Markus Krause, Detlef Stender: Gewerbe- und Industriekultur in der Eifel.

Touren zu Denkmälern, Landschaften und Museen

Köln 2001, S. 150-177

Hinweis: Der Text stellt den Kenntnisstand des Jahres 2001 dar. Insbesondere die Angaben zur Örtlichkeit und zur gegenwärtigen Situation der Baulichkeiten und der Nutzung können sich im Lauf der Jahre stark geändert haben. Die Verlinkungen zu den Websites wurden zu Beginn des Jahres 2017 erstellt und waren zu diesem Zeitpunkt aktuell.

Inhalt

Einleitung	2
Tuchproduktion und Ewigkeit – Die Igeler Säule	6
„... ein Drittel der Einwohner Tuchmacher“ – Handwerkliche Tuchherstellung in Münstereifel	8
Tuche aus Monschau für die ganze Welt – Tuchfabrikation in Monschau	9
Weberei in allen Räumen – Das Weberdorf Roetgen	14
Füllarbeit für Ackerer – Die Weberei-Genossenschaft und das Heimweberei-Museum in Schalkmehren.....	16
Fabrikwelt der Jahrhundertwende – Die Tuchfabrik Müller in Euskirchen-Kuchenheim	18
Vom Kesselhaus zur Kletterwand – Die Tuchfabrik Ruhr-Lückerath in Euskirchen	20
Literatur:	22

Einleitung

Es gibt fast keine textile Produktionsform, die es nicht in der Eifel gab. Zu allen Zeiten existierte ein gewisses Know-how der Tuchherstellung, weil die Wolle der vielen Eifelschafe sich zur Verarbeitung anbot und in winterlicher Heimarbeit in dickes, grobes Wolltuch verwandelt wurde, das man in der von Kälte und Regen oft geplagten Region gut brauchen konnte. Die Bauernfamilien produzierten in häuslicher Arbeit fast die gesamte Kleidung und die Textilien für den Alltagsbedarf. Der Werktagsanzug bestand aus handgesponnenem, gewalktem, schwerem, aber nahezu regendichtem Wolle. Männer und Frauen trugen selbstgestrickte Strümpfe aus handgesponnenem Garn. Auch gestrickte Jacken und Kapuzenmäntel aus grober Wolle waren bis in das 20. Jahrhundert beliebt. Eine besondere Eifeleler Spezialität für Röcke, Hosen und Kleider war Tirtey, ein einfacher Stoff aus Leinen und Wolle. Alle diese Produkte wurden zumeist im Winter, wenn keine Feldarbeit mehr zu machen war, in Eigenarbeit hergestellt. Der Webstuhl stand im Haus oder der Tenne und wurde im Sommer auseinandergebaut und auf dem Speicher gelagert. Fast jede Familie konnte weben und spinnen.

Es ist anzunehmen, dass diese Tradition der häuslichen Textilherstellung in der Eifelregion sehr alt ist. Vermutlich bauten bereits die Brüder Secundinius im 3. Jahrhundert nach Christi auf dieses Wissen ihr ausgedehntes Tuchverlagswesen auf. Sie vergaben, ganz ähnlich wie später die Monschauer Feintuchhersteller, die Wolle aufs Land an Heimarbeiter zum Spinnen und Weben. Die Abbildungen der Igeler Säule zeigen, dass die bedeutende Tuchherstellung in der Nordeifel ebenso bedeutende Vorgänger in der Südeifel aus römischer Zeit aufzuweisen hat.

Als die Monschauer Feintuchhersteller im 18. Jahrhundert wieder die Arbeit des Spinnens und Webens als Heimarbeit vergaben, begann eine neue Blütezeit der häuslichen Tuchherstellung. Die armen Bauern waren heilsfroh, im Winter, in dem es sonst nichts zu verdienen gab, sich mit der geldbringenden Tuchherstellung beschäftigen zu können. Sie hatten jetzt zwar feine spanische Merinowolle nach genauen Angaben der Verleger statt der groben Eifelwolle zu verarbeiten. Aber die Arbeitstechnik und die nötigen Werkzeuge zum Kardieren, Spinnen, Spulen, Kette aufbäumen und Weben war ihnen bekannt. Sie griffen oft auf die bereits bestehenden Gerätschaften zurück. Allerdings waren die kleinen Bauernstuben nicht für die großen Webstühle gebaut, die oft bis an die niedrige Decke reichten und mit einem Umfang von ca. 2 mal 2 Meter größer als das Ehebett waren, die Stube füllten und auch noch den besten Platz am Fenster beanspruchten konnten. Die Arbeitsteilung sah häufig so aus, dass der Mann webte, die Frauen spinnen und die Kette einrichteten und die Kinder spulten. Im Freilichtmuseum in Kommern ist eine Weberstube vollständig eingerichtet.

Johann Heinrich Scheibler, der bedeutendste Feintuchproduzent des 18. Jahrhunderts in unserer Region wies Anfang der 1760er Jahre selbstbewusst darauf hin, dass „alleinig von meiner Farbrique beständig mehr als 4000 Menschen“ ernährt werden – was tatsächlich etwas bedeutet in der menschenleeren Eifel! Und er erlaubt sich auch gleich eine

Einschätzung seines Unternehmens: „Wahrlich ein erwünschtes Etablissement in einem Lande, wie das kalt und unfruchtbare Monjoy, wo von dem garnicht beträchtlichen Ackerbau die wenigsten Menschen sich ernähren können und wo in Vorzeiten so starker Geldmangel war, als jetzo davon Überfluss darinnen zu finden ist, auch jedweder Mensch, welcher ohne die Fabriquen den Bettelgang pflegen müsste, ja schon fünf- und sechsjährige Kinder von der allerlei Fabriquearbeiten sich wohl zu ernähren vermögen.“

Die Heimarbeiter waren gewissermaßen „scheinselbstständig“. Sie waren von wenigen Produzenten vollständig abhängig, hatten aber keine verbrieften Anrechte auf Arbeit. Als im 18. Jahrhundert die Monschauer Feintuchhersteller dazu übergangen, immer mehr Wolle ins Limburger Land zu vergeben, versuchten die Eifeler Weber den Abtransport zu verhindern und verursachten einen kräftigen Tumult in Monschau.

Die Lebensbedingungen der in die Monschauer Region zugezogenen Arbeiter war häufig noch düsterer als die der Landbevölkerung: Ein zeitgenössischer Bericht: „Mithin sind die Wohnungen überfüllt und deswegen nicht gesund. ... Der Fabrikarbeiter und die ärmere Classe wohnt hier durchgehend unsäglich elend. Eine einzige, oft sehr kleine und niedrige Stube ist meistens der Aufenthalt einer ganzen Familie, und nicht selten steht noch dazu ein Webstuhl in derselben. In einer solchen Stube schläft, isst, arbeitet, wäscht und kocht man“.

Neben den Heimarbeitern wurde aber in Monschau auch eine größere Zahl von Arbeitern in den Räumen der Fabrikanten beschäftigt: vor allem Weber und Scherer. Das Scheren des Tuchs war eine Arbeit, die große Qualifikation, Sorgfalt und Kraft erforderte. Die Scherer waren daher stets eine besonders selbstbewusste und konfliktfreudige Gruppe unter den Arbeitern der Tuchherstellung.

Die Monschauer Tuchproduktion steht im größeren regionalen Zusammenhang. Auch in Aachen, Burtscheid, Eupen und Verviers, aber auch in vielen kleineren Orten der Region wurde die Tuchherstellung betrieben. Es lohnt sich also auf jeden Fall ein Blick über die Grenze: In Verviers ist erst kürzlich in einem mächtigen und bedeutenden Manufakturgebäude das „Centre Touristique de la Laine et de la Mode“ eröffnet worden, das Objekte und Inszenierungen zur Wolltuchherstellung und zur Geschichte der Mode zeigt. Ein Rundgang durch die Stadt führt zu den Denkmälern der Wolltuchherstellung.

Neben dem zunftfreien Monschauer Verlagswesen ist auf die beachtliche Münstereifeler Weberzunft hinzuweisen, die eher grobe Tuche aus Eifelwolle für den Fernhandel produzierte. Auch in Adenau bestand seit dem Ende des 17. Jahrhundert eine rasch wachsende Wollweberzunft, die 1788 141 Zunftmeister zählte. Knapp 1000 Menschen waren in der recht abgelegenen Gegend mit der Tuch- und Garnproduktion beschäftigt. In Adenau stellte man eher derbes Tuch für die Landbevölkerung, Strickwolle und – man höre und staune – warme, wollene Unterröcke für Feld und Stall her.

Anfang des 19. Jahrhundert begann eine neue Epoche, die die Strukturen der Tuchproduktion grundlegend umkrempeln sollten: Auf einmal gab es Maschinen, die sehr viel schneller und effektiver spinnen konnten als das alte Handrad. Auch die

aufwendigen Prozesse des Scherens und Aufrauhens des Tuchs wurden nun mechanisiert, was in Eupen zu scharfen Protesten samt Maschinensturm der Scherer führte. Aber die neue Zeit war nicht aufzuhalten. Eine natürliche Begrenzung der maschinellen Tuchherstellung war zunächst allerdings noch die begrenzte Antriebskraft. Die Energie des Wasserrades reichte oft nicht aus, wenn im Sommer die Bäche und Flüsse weniger Wasser führten oder gar ganz trocken fielen. Ab Mitte des Jahrhunderts setzte sich langsam die Dampfmaschine als Ergänzung und später als Ersatz der Wasserkraft durch. Hinzu kam, dass der Transport von Überseewolle durch Dampfschiffe und Eisenbahnen immer leichter wurde. Die grobe Eifelwolle war unter diesen Bedingungen kaum noch zu verkaufen. Wie rasch die Eifelwolle ihre Bedeutung als Rohstoff verlor, lässt sich an einigen Zahlen ablesen: Während 1828 im Kreis Monschau noch 12.582 Schafe weideten, waren dies 1861 noch 2.980 und 1932 gerade mal 81 'Wollproduzenten'.

Wer Mitte des 19. Jahrhunderts weiter Tuch produzieren wollte, musste also neue Textilmaschinen, einen Kessel und eine Dampfmaschine anschaffen, und er musste einfach und preiswert Kohle und Wolle aus Übersee heranschaffen können. In diesem Moment verlagerte sich die Tuchherstellung aus der Eifel an den Eifelrand: nach Aachen, Düren und Euskirchen, wo bessere Verkehrsbedingungen bestanden, aber ebenfalls noch gutes Wasser verfügbar war. Die traditionellen, etwas abgelegenen Tuchorte wie Monschau, Roetgen, Münstereifel oder Adenau erhielten erst die erforderlichen Verkehrsanschlüsse als der Zug der Tuchproduktion schon 'abgefahren' war.

Im Norden der Eifel entstand hingegen eine neue, rasch wachsende Tuchindustrie, die die Arbeitskräfte aus der Eifel abzog. Die Stärke der Aachener Region blieb das feine Tuch aus leichteren Kammgarnstoffen. In Euskirchen spezialisierte man sich auf robustere Streichgarntuche, Loden und Uniformtuche. In Verviers entwickelte sich eine starke Wollwäscherei. Ende des 19. Jahrhunderts setzte sich dann in der Wolltuchherstellung auch der mechanische Webstuhl durch und die letzten Handweber mussten ihre Gewerbe im eigenen Haus aufgeben. Ihre größte Blütezeit erlebte die regionale Tuchindustrie in der Zeit von 1895 bis zum Ersten Weltkrieg. Allein in Euskirchen existierten vor 1914 21 Tuchfabriken mit insgesamt 1187 Beschäftigten!

Als Anfang der 20er Jahre elektrisch betriebene Webstühle auf den Markt kamen, waren die Roetgener Weber, die mühsam nach Aachen pendeln mussten besonders pfiffig. Sie begannen wieder mit der Heimarbeit auf mechanischen Webstühlen. Ein Wasserrad oder eine Dampfmaschine waren ja jetzt nicht mehr nötig. Ebenfalls in der Zwischenkriegszeit, die in der Eifel von Not und Armut geprägt war, begann man sich an verschiedenen Orten wieder auf den alten „Hausfleiß“ der häuslichen Textilherstellung als Zubrot zu erinnern. Es gab auf einmal wieder zahlreiche Weblehrgänge für die „Hausindustrie“. Nach dem Ersten Weltkrieg existierten im Kreis Prüm noch 900 Webstühle, davon noch 550 in Betrieb! Eine Ausstellung mit Webwaren hatte 1930 in Prüm 6000 Besucher! Die Schwester der Eifel-Fotografin Nora Pfefferkorn, Else Pfefferkorn, war eifrig als Wanderweblehrerin in verschiedenen Orten unterwegs. Häufig

wurde die Weberei sogar noch mit einem Schiffchen betrieben, das mit der Hand durch den Webstuhl befördert wurde, obwohl bereits seit Ende des 18. Jahrhundert der weitaus effektivere Schnellschütze bekannt war. Aber die Eifeler waren gegenüber Neuerungen skeptisch und zugleich noch relativ flott mit ihren wahrlich alten Techniken. Besonders erfolgreich war die Wiederbelebung der Hausweberei in Schalkmehren, wo eine Genossenschaft gegründet wurde und neue Muster zu einem guten Absatz des „Maartuchs“ führten.

Nach dem zweiten Weltkrieg erfuhr sowohl die ländliche Heimweberei wie auch die Tuchindustrie noch eine letzte Blüte. Es kam sogar noch zu Neugründungen von Kleinstwebereien in Roetgen, der „Werkgemeinschaft für Handwerkskunst“ in und einer Tuchfabrik in Adenau, die schnell 150 Beschäftigte hatte.

Die Entwicklung in Rupperath war für einen ganz neuen Hintergrund der Textilherstellung bezeichnend. Die Werkgemeinschaft wurde zwar Anfang der 50er Jahre gegründet, um einen Zuverdienst zu sichern. Aber man versuchte gar nicht erst, mit maschinell hergestelltem Tuch konkurrieren, sondern spezialisierte sich auf handgewebte Stoffe und auf den kunsthandwerklichen Aspekt. Daneben sammelte der Initiator und Leiter Robert A. Esser Objekte zur Geschichte des Spinnens und Webens aus verschiedenen Kontinenten und Zeitepochen. Leider ist der Bestand der Werkgemeinschaft und des kleinen Museums nicht gesichert, da der Leiter seine langjährige Tätigkeit aus Altersgründen aufgeben muss. Inzwischen gibt es aber zahlreiche Handweber und Handweberinnen, die die Textilherstellung in der Eifel als Kunstgewerbe betreiben. Einige von ihnen stellen jedes Jahr auf dem Wollmarkt des Rheinischen Industriemuseums in Euskirchen-Kuchenheim (jeweils erster Sonntag im Juni) aus. In Schönecken, ein Ort mit großer Tradition der kunstgewerblichen Textilherstellung gibt es eine Handweberei mit ständiger Verkaufsausstellung.

Der Aufschwung der industriellen Tuchherstellung war allerdings nur von kurzer Dauer. Die Europäische Wirtschaftsgemeinschaft öffnete 1956 die Grenzen für Importe aus ganz Europa. Insbesondere die Italiener etablierten sich mit billiger Reißwolle, niedrigen Lohn- und Sozialkosten und sehr modischen Mustern schnell zu einem harten Konkurrenten. Die kapitalkräftigeren deutschen Betriebe reagierten mit einer konsequenten Automatisierungs- und Rationalisierungsstrategie. Sie investierten massiv in neue Maschinen. Das brachte das Aus für viele kleine Tuchfabriken, die ihren Maschinenpark nicht mehr grundsätzlich erneuern wollten oder konnten. Die Tuchfabrik Müller in Euskirchen-Kuchenheim, die 1961 ihren Betrieb einstellen musste, ist insofern kein Einzelfall sondern typisch für den Strukturwandel der 50er und 60er Jahre. Verzweifelte Rufe nach einer Schutzmauer gegen die Billigimporte durch hohe Zölle fruchteten wenig. Das Wirtschaftsministerium riet den Tuchindustriellen fast zynisch, „mit der nötigen Aufgeschlossenheit den Erfordernissen einer wirtschaftlichen Integration in Europa Rechnung“ zu tragen. Angesichts der Exportorientierung anderer Wirtschaftszweige wurde die Textilindustrie wissentlich geopfert. Im Laufe der 70er, 80er und 90er Jahre bekamen nach und nach auch die kapitalkräftigen und

modernisierungsorientierten Betriebe Schwierigkeiten. Nicht zuletzt, weil der technische Fortschritt ständig erhebliche Investitionen erforderte, die Betriebe aber ihre – noch gar nicht so alten – Maschinen immer wieder in die Niedriglohnländer verkauften. Die Konkurrenz blieb ihnen schon aus diesem Grund immer dicht auf den Fersen.

Die mechanischen Webstühle der Tuchfabrik Müller aus der Zeit Jahrhundertwende, die heute ein produzierendes Museums ist, schaffen ungefähr 60-70 Schuss pro Minute, die modernen Webmaschinen heute 800 bis 1.200. Da ist es nicht verwunderlich, dass in der ganzen Region – in Aachen – nur noch zwei große und moderne Tuchfabriken übrig geblieben sind, die aber inzwischen soviel produzieren, wie früher all die vielen Tuchfabriken gemeinsam. Von unseren Heimarbeitern ganz zu schweigen!

Tuchproduktion und Ewigkeit – Die Igeler Säule

Lage: In Igel am Nordufer der Mosel westlich von Trier, im Ortszentrum an der B 49, ausgeschildert und kaum zu verfehlen. [Website](#); [Wikipedia](#)

In Igel steht an der früheren Römerstrasse Trier-Luxemburg-Reims, heute der Bundesstraße hochaufragend ein gigantisches Pfeilergrabdenkmal, das die Brüder Secundinius für sich selbst und ihre bereits verstorbenen Anverwandten etwa in den Jahren 200-230 nach Christi errichteten. Die Säule hatte früher die Gesellschaft von weiteren, kleineren Grabmälern und war – wie ein kleiner Friedhof – von einer Mauer umgeben. Übrig blieb allein, die mächtige, von Fachleuten als „fast größenwahnsinnig“ geadelte 23 Meter hohe Säule.

Auf dem Pfeilerdenkmal sind zahlreiche bildliche Darstellungen eingemeißelt: Zunächst finden wir zahlreiche mythologische Szenen, die die Erlösung von dem – zugegebenermaßen manchmal etwas bedrückenden – irdischen Dasein in ein anderes, besseres Leben im Jenseits, in der Unsterblichkeit thematisieren. Die Secundinier wollten mit dieser Säule gewissermaßen einen Platz in der Ewigkeit sichern.

Bereits die Geschichte der Säule ist eine kuriose Angelegenheit und in mancher Hinsicht ein Spiegel des sich wandelnden Zeitgeistes: Im 11. Jahrhundert brachte eine Legende das Denkmal in Verbindung mit der Heiligen Helena und ihren Sohn Konstantin, der dem römischen Reich das Christentum gebracht hatte. Die Legende stimmte zwar nicht, umgab aber die 'heidnische' Säule mit einer christlichen Aura, die sie vor der Zerstörung durch eifrige Gläubige bewahrte. Die Inschriften, die ja einen ganz anderen Sinn der Säule belegten, wurden damals souverän ignoriert. Mit der Renaissance antiker Werte erlangte unsere Säule eine ganz neue Wertschätzung. Die erste schriftliche Erwähnung erfolgte Ende des 14. Jahrhunderts, die ersten bildlichen Darstellungen finden wir im 16. Jahrhundert, u.a. von Mercator. 1575 versuchte der Raritätensammler Graf Ernst von Mansfeld das Denkmal abzubrechen, um es seiner fürstlichen Wunderkammer einzuverleiben. Ihm gelang nur die Demolierung einiger Sockelteile, die Versetzung der

Säule aber nicht. Der unvermeidliche Goethe verspürte 1792 angesichts der Igeler Säule „die Macht des Altertums“ und zeigte sich gerührt vom „Andenken an graue Vorzeit“. Schinkel skizzierte eine Ehren-Hain mit weitem Platz und Quadermauer. Aber bei der Skizze blieb es auch. Im 19. Jahrhundert folgen romantische Darstellungen und wissenschaftliche Restaurierungen. Abformungen aus dem Jahr 1907 sind im Landesmuseum Trier zu besichtigen und zeigen drastisch, wie stark die Säule gerade in den letzten Jahrzehnten unter der Säure der Witterung und dem Verkehr der Moderne gelitten hat. Die Igeler Säule hat über Jahrhunderte den Secundiniern die Gegenwart in einer anderen Welt gesichert. Ob es für die Ewigkeit reicht, bleibt dahingestellt, wenn die Götter und Mythen der Unsterblichkeit dem Klima des Fortschritts ungeschützt ausgesetzt sind und jeden Tag ein wenig mehr dahinschwanden.

Doch die Bildnisse der Igeler Säule thematisieren nicht nur die Ewigkeit, sondern zeigen auch profane Szenen, die den Arbeitseifer und das Alltagsgeschäft der Secundinier der Nachwelt illustrieren. Unter den Fachleuten gibt es unterschiedliche Hypothesen darüber, wie diese Alltagsszenen genau zu deuten sind. Klar ist, dass die Secundinier bedeutende Tuchhändler waren. Unklar ist, wo, wie und mit welchem Material das Tuch hergestellt und wohin es verkauft wurde.

Wir wollen der plausiblen Meinung folgen, die annimmt, dass die Rohstoffe nicht die hiesige, eher schlechte und grobe Wolle war, sondern dass die Secundinier einen Tuchherstellungsprozess in viel größerem Maßstab als sogenannte Verleger organisierten: Darauf deutet der Fries auf der Nordseite hin, der einen Transport – vermutlich spanischer Wolle – mit Pferden oder Mauleseln über ein stattliches Gebirge (Pyrenäen) mit Zollhäuschen zeigt. Die spanische Wolle war von jeher besonders fein und qualitativ, eigentlich unabdingbar für die Herstellung hochwertiger Tuche. In Igel gaben unsere römischen Tuchproduzenten die importierte Wolle an zahlreiche Heimarbeiter in der Region zum Spinnen und Verweben gegen Stücklohn ab. Auf der Ostseite der Säule gab es eine – inzwischen leider völlig unkenntliche – Szene, die eine Tuchmacherwerkstatt mit Webstuhl dargestellt haben soll. Die Wiederanlieferung des fertig gewebten Tuchs durch die Heimarbeiter samt intensiver Qualitätsprüfung (Südseite oben) ist hingegen noch gut zu erkennen. Eine Kontorszene (Ostseite) stellt nach dieser Interpretation die Lohnauszahlung an die Tuchmacher dar. Weitere Bildnisse zeigen das sorgfältige Verschnüren des Tuchs (Nordseite, Sockel), den Transport mit Pferd und Wagen (vermutlich zur Mosel) und die Verschiffung mit einer eindrucksvollen Treidelszene dar. Da es offenbar moselaufwärts ging, ist anzunehmen, dass die Tuche in Richtung der wichtigen Handelswasserstrassen Saone und Loire sowie zum Seinebecken und nach Flandern gesandt wurden. Es wird also angenommen – und die Dimensionen der transportierten Tuche und der aufwendige Transport flussaufwärts scheinen das zu bestätigen -, dass die Secundinier im ganz großen Umfang Tuche herstellten und europaweit vertrieben. Die letzte Szene wäre danach nicht als lokaler Tuchladen zu verstehen sondern als Verkaufsstand der Secundinier an einem bedeutenden Messeplatz. Der britische Wissenschaftler Drinkwater, der diese

Hypothese aufstellt hat, arbeitet immer wieder mit Vergleichen und Analogien zur vorindustriellen britischen Tuchherstellung. Das bedeutende und in jeder Hinsicht viel näher liegende Monschauer Verlagswesen des 18. Jahrhunderts war ihm offenbar nicht bekannt. Die Ähnlichkeiten zwischen diesen beiden Tuchverlagssystemen ist allerdings verblüffend und bestätigt Drinkwaters Hypothesen: Beide Systeme bezogen für qualitätsvolle Tuche hochwertige Wolle aus Spanien, beide beschäftigten im großen Stil Heimarbeiter, beide produzierten für überregionale Märkte.

Die Igeler Säule ist damit ein höchst beeindruckendes Denkmal für eine frühzeitig sehr bemerkenswerte und umfangreiche Tuchproduktion in der Region.

„... ein Drittel der Einwohner Tuchmacher“ – Handwerkliche Tuchherstellung in Münstereifel

Lage: Das ehemalige Gewandhaus (später Rathaus): vom zentralen Marktplatz in die Marktstraße einbiegen – das rote Gebäude ist unverkennbar.

Hürten-Museum: Langenhecke 6, 53902 Bad Münstereifel, [Website](#)

Hinter Nippes, mehr oder weniger authentischen Antiquitäten, hinter Kaffeetischen und Werbetafeln werden die historischen Fassaden Münstereifels heute zwar viel bestaunt doch zunehmend unwirklich – zur austauschbaren Fachwerkkulisse. Kaum einer weiß noch, auf welcher wirtschaftlichen Grundlage all die alten Gebäude entstanden. Dort, wo heute die Touristen schlendern, blühte vor Jahrhunderten ein stattlicher Markt- und Wollweberort. Bereits 1339 verlieh der Stadtherr den Wolltuchwebern das Privileg, ihre Produkte entsprechend dem Kölner Recht herzustellen, zu siegeln und zu verkaufen. Es ist davon auszugehen, dass bereits vor dieser ersten schriftlichen Erwähnung eine rege Produktion bestanden haben muss. Denn diese Präzisierung der Rechte diente vor allem der Schaffung eines einheitlichen Qualitätsstandards für den Fernhandel.

Die eigentliche Zunftgründung erfolgte 1411. Wer mehr als 10 Meter – also mehr als nur für den Eigenbedarf – Tuch produzieren wollte, musste nun Mitglied der Zunft werden und sich deren Regeln unterwerfen, die vor allem darauf ausgerichtet waren, schädliche Konkurrenz untereinander zu verhindern und eine gemeinsame Kontrolle der Tuchqualität zu garantieren. Zu diesem Zweck wurde nach ausgeklügelten Regeln ein Siegelmeister gewählt, der dem Tuch nach positiven Prüfergebnis ein Bleisiegel als Markenzeichen anhefte. Der Zunftmeister konnte sogar einem Mitglied, das nicht zunftgerechte Arbeit leistete, die Arbeit und damit das Einkommen entziehen.

Ein Ausdruck der blühenden Wollweberei und der Stärke ihrer Organisation ist das im 14. Jahrhundert errichtete Gewandhaus (der rechte Teil des späteren Rathauses), das den Mittelpunkt des Wollwebergewerbes bildete. In der offenen Halle stand eine Waage – dort wurde das Tuch geprüft und auch verkauft. Vom Reichtum und dem Wohlstand der Wollweber kündeten auch einige stattliche und reich verzierte Häuser mit geräumigen Erdgeschossen, die als Verkaufsräume dienten, und überkragenden Dachgeschossen

zum ein- und ausbringen von Ware. Besonders repräsentativ ist das Windeckhaus in der Orchheimer Straße 23, aber auch etliche andere Häuser in der Umgegend dienten früher Wollwebern als Wohn- und Arbeitshaus. Im Heimatmuseum ist ein Raum der Wollweberei gewidmet, in dem man die Zunftlade aus dem 17. Jahrhundert, die Fahne der Wollweberzunft, Siegel und Siegelwerkzeug neben einem Webstuhl aus der Zeit um 1700 besichtigen kann.

Weil Münstereifel ein reges Marktstädtchen war, engagierten sich die Wollweber zum Teil auch im Handel. Sie verkauften eigenes und zugekauftes Tuch auf dem Markt und legen es auch „auff die fenster oder Lade“. Sie hatten damit den Vorteil, dass nicht fremde Kaufleute am Verkauf ihrer Tücher mitverdienten.

Zahlreiche Spinnerinnen und Kämmerinnen arbeiten den Webern, der 'Aristokratie' der Wolltuchhersteller, mit Garnlieferungen zu. Weitere wichtige Handwerke für die Tuchherstellung waren die gesondert arbeitenden Färber, Tuchscherer und Walker, die das eher etwas grobe Münstereifeler Wolltuch veredelten. Zum Waschen der Wolle und zum Walken des Tuchs verwandte man unter anderen Urin. Der Urin wurde im heute noch erhaltenen Secktürmchen gehortet. Der Seckhannes sammelte den kostbaren Urin bei den Bürgern ein. Und damit kein Tropfen vergeudet wurde, war der Turm auch mit einem Pissoir ausgestattet. Runde Fensterlöcher dienten der Entlüftung. Nach einer Blütezeit im 18. Jahrhundert kam die Auflösung der Zunft 1794 durch die Franzosen und es begann der langsame Niedergang der zünftigen und handwerklichen Wolltuchherstellung in Münstereifel. Die Wollweber verloren nun zunehmend den Anschluss an die neue Zeit. So klagt die Stadtchronik schon 1819: „In Münstereifel ist ein Drittel der Einwohner Tuchmacher, die sich bisher von ihrem Handwerk ernähren konnten, ehe die 'verderblichen Maschinen zum Kratzen, Spinnen, Rauhen und Scheren' eingeführt wurden.“ Die ehemals reichen Wollenweber seien nun „arme Leute, ohne Arbeit und Absatz, weil sie die durch ihre Hände Arbeit hergestellten Tücher nicht so billig feilbieten können wie die durch Maschinen zubereiteten.“ Natürlich hätte man auch in Münstereifel Maschinen anschaffen und Fabriken bauen können. Aber die abseitige Lage ohne Bahnanschluss – dieser kam erst 1890 als der Niedergang der Wollweberei bereits besiegelt war – ließ ein solches Unternehmen nicht gerade verlockend erscheinen. Die große Tradition der Münstereifeler Wolltuchherstellung brach daher im 19. Jahrhundert abrupt ab. Die Geschichte der Tuchherstellung in der Region wurde unweit entfernt, in Euskirchen auf industrieller Basis fortgesetzt.

Tuche aus Monschau für die ganze Welt – Tuchfabrikation in Monschau

Das „Rote Haus“ im Stadtkern ausgeschildert. [Website: Wikipedia.](#)

Dreistegen: südlich von Monschau, an Straße von Schleiden.

Lange Jahrhunderte war Monschau ein stilles und von der Welt fast vergessenes Ackerbaustädtchen, in dem etwas Grobtuch für den regionalen Bedarf aus der einheimischen Wolle im Nebenerwerb produziert wurde. Sogenannte Höker vertrieben das Tuch auf örtlichen Märkten oder durch Hausieren. Erst als protestantische Tuchhersteller im 17. Jahrhundert aus dem nahen Aachen vertrieben wurden, kam mit ihnen auch die Feintuchherstellung nach Monschau. Angelockt hatte die Tuchmacher das gute Wasser, der reichlich vorhandene Torf- und Holzbestand (Brennmaterial), das große Arbeiterpotential und die Zunftfreiheit. Der wesentliche Unterschied gegenüber der herkömmlichen Wolltuchherstellung lag darin, dass man für die Produktion feiner Tuche auch feine Wolle aus dem fernen Spanien statt der groben Eifelwolle verwandte. Schon 1718 hieß, Monschau „bestehet aus lauter Wulleweberey, welches Gewerbe und Manufaktur von Tag zu Tag mehr zunimbt, und werden ziml. feine Tücher aus Spanis. Wolle gemacht.“

Der ganz große Aufschwung gelang jedoch erst mit Johann Heinrich Scheibler (1705-1765), der schon als 18jähriger die Leitung der Tuchfabrik seines Schwiegervaters übernahm. Zunächst stellte er wie die anderen Feintuchproduzenten der Aachener Region einfarbiges, im Stück gefärbtes Tuch her. Doch bald wurde ihm klar, dass er größere Märkte nur mit besonders modischen, das hieß damals gemusterten Stoffen erobern konnte. Er begann daraufhin, die feinste spanische Merinowolle bereits vor der weiteren Verarbeitung zu färben und sie zu verschiedenartig gemusterten Stoffen mit leuchtenden, fast grellen Farben zu verarbeiten, die sogar dem Geschmack anspruchsvoller Haremsdamen genügen konnten. Bei der Färbung, die eine ganz zentrale Rolle spielte, kam ihm das sehr kalkarme Wasser in Monschau entgegen, das wunderbar strahlende Farben ermöglichte. Er spürte die neusten Trends des Rokoko auf, entwickelte besonders „geflamnte“ und ganz leichte und feine Tuche und baute Verkaufsbeziehungen in ganz Europa und Vertretungen im Mittelmeerraum auf, von wo der Levantehandel nach Nordafrika und Kleinasien betrieben wurde.

Die Wollwäsche und das Färben der Wolle übernahm der Fabrikant im eigenen Betrieb, spinnen und weben ließ er in Heimarbeit in den armen Dörfern der engeren und weiteren Umgegend. Die Schlussbehandlung wurde wiederum zentral in Räumen des Unternehmers vorgenommen. Eine besondere Rolle für die weiche, fast samtige Oberfläche spielte dabei das sorgfältige Scheren des Tuchs, das mehrmals wiederholt wurde. Es sollen auf einen Weber etwa drei bis vier Scherer gekommen sein. Der Scheiblerische Verlag beschäftigte auf diese Weise zwischenzeitlich zwischen 4000 bis 6000 Arbeiter. Die acht protestantischen Feintuchproduzenten, die alle miteinander verwandt waren, stellten 1782 4154 Kämpfe – ein Kumpf entspricht etwa 120 Pfund Tuch – her, die 46 traditionell arbeitenden Grobtuchhersteller dagegen nur 575 Kämpfe.

Scheibler vermerkte stolz, dass er durch seine Tätigkeit „das Monjoyer Tuch durch ganz Europam in die Renommee und möchte sagen Millionen Geldes in das Monjoyerland und Nachbarschaft gebracht“ habe. Die alteingesessenen Monschauer sahen oft etwas anders. Sie litten unter dem starken Zuzug und der damit einhergehenden

Wohnungsnot. Als Scheibler am Berghang unterhalb des Hallers Terrassen für Trockenrahmen einrichtete, konnte der Bürgermeister nicht mehr recht schlafen – aus Angst, die Mauern könnten einstürzen und ihn im Schlafe erschlagen. Die Monschauer Bürger waren verärgert, weil der Rahmenberg nun nicht mehr als Ziegenweide zur Verfügung stand und ihre Mistenplätze und Gärten mitten in der Stadt auf einmal für den Bau von Geschäftshäusern weichen sollten. Die Verengung des Laufenbachs beschwor die Angst herauf, bei einem Hochwasser könnte das Vieh ersaufen.

Auch mit den Arbeitern selbst gab es nicht unerhebliche Konflikte. Die zugezogenen Scherer versuchten den ihnen selbstverständlich Zunftzwang durchzusetzen, was zwischenzeitlich zu tumultartigen Auseinandersetzungen führte. Ebenso kam es immer wieder zu Konflikten zwischen den einheimischen und den zugezogenen Scherern. Das alles konnte aber den steilen Aufstieg des Scheiblerschen Betriebs nicht aufhalten, zumal der willensstarke Unternehmer es immer wieder verstand, seine Vorstellungen durchzusetzen.

Beginnen wir unseren Rundgang zur Monschauer Tuchmachergeschichte im prachtvollen Roten Haus, das sich J. H. Scheibler um 1760 erbauen ließ, dessen Fertigstellung er aber vermutlich nicht mehr zu seiner Lebenszeit erleben konnte – ähnlich erging es manch einem französischem König beim Schlossbau. Das Rote Haus bietet sowohl höchst repräsentative Wohn- als auch Fabrikationsräume. Im geräumigen Mansarddach wurde die wertvolle Wolle gelagert. Sie gelangte durch einen Schacht in die Keller, wo sie gewaschen und gefärbt wurde. Eine Treppe im Foyer, die dem Roten Haus ein fast schlossartiges Ambiente verleiht, zeigt als Verzierung in 21 Kartuschen alle wesentlichen Schritte der Tuchherstellung vom Waschen der Wolle bis hin zum Abtransport des fertigen Tuchs – allerdings im Stile der Zeit von Putten dargestellt. Ein Vergleich mit anderen Darstellungen der Tuchherstellung zeigt aber, dass die Monschauer Motive eine große Eigenständigkeit besitzen und sehr genau die Produktionsweise zu Zeiten J.H. Scheiblers darstellen. So wird zum Beispiel die Wolle gefärbt und nicht das Tuch – ein ganz offensichtlicher Bezug auf die Monschauer Neuerungen. Die Treppe ist damit ein einzigartiges Denkmal für den Ursprung des Scheiblerschen Reichtums und die Alltagsgeschichte der Tuchherstellung jener Zeit.

Nach dem Besuch des Roten Hauses gibt es aber noch viel mehr Zeugnisse der Tuchgeschichte im Ort zu entdecken, die als solche vom großen Touristenstrom nicht erkannt werden können: In unmittelbarer Nachbarschaft, zwischen Rotem Haus und evangelischer Kirche, steht ein stattlicher Bau, der 1815 als Tuchfabrik von der Firma J.H. Scheibler, Ronsttorff, Rahlenbeck & Co erbaut wurde und längere Zeit als Spinnerei diente. Das Spinnen war einer der ersten Prozesse, die Anfang des 19. Jahrhunderts langsam von Maschinen statt in mühseliger Hand- und Heimarbeit verrichtet wurde. Die Firma in der Scheiblerschen Familientradition hatte schon 1810 darauf stolz darauf verwiesen, dass ihre Tuche aus mechanisch gesponnenem Garn hergestellt würden, das in der Feinheit mit dem besten „Handgespinst“ konkurrieren könne. Die benachbarte evangelische Kirche ist hauptsächlich mit Geldern der protestantischen

Feintuchherstellern 1787 erbaut worden, die in Monschau auf Grund ihrer Religion eine kleine, isolierte Gemeinde bildeten. Gegenüber dem Roten Haus findet sich (links neben dem Cafe) noch der Eingang der gemeinsam von den Grobtuchherstellern betriebenen Walkmühle mit der Jahreszahl 1649. Folgt man der Laufenstraße wenige Meter bergaufwärts stößt man auf das Haus Troisdorf, das der Tuchfabrikant M. P. W. Troisdorf 1783 im Stil eines Adelspalast errichten ließ. Das in Fachwerkbauweise errichtete Gebäude wurde – um einen möglichst repräsentativen Eindruck zu erwecken – verputzt und mit reichen Ornamenten und den Familienwappen versehen. Die schönen Schnitzereien auf den Türen mit Fernrohr, Globus und astronomischen Geräten verweisen daneben auf die Weltläufigkeit des Feintuchproduzenten hin.

Wir kehren zurück zum Roten Haus und gehen von dort in die Gasse „Stehlings“ hinein. Auf der rechten Seite trifft man bald auf einen Aussichtsplatz auf die Ruhr. Von hier aus hat man einen guten Blick auf die Rückseiten der Tuchmacherhäuser, die fast alle im Keller und am Fluss Einrichtungen zum Waschen und Färben der Wolle hatten. Gegenüber blickt man auf einen Fachwerkkomplex mit Wasserrad, den Schmitzenhof. 1812 richteten die Firma Scheibler dort die erste mechanische Spinnerei mit Wasserradantrieb ein. In der Stehlings und der Eschenbachstraße, die sich anschließt, stehen zahlreiche Wohn- und Fabrikationshäuser der Tuchmacher, die an den überkragenden Obergeschossen und den Vorrichtungen für Seilzüge zu erkennen ist, die zur Beschickung der Wollkammern im Dachgeschoss dienten. Fast jedes Gebäude am Wasser stand einstmals mit der Tuchherstellung in irgendeiner Art in Verbindung. Gerade auch die Grobtuchproduzenten hatten hier ihre Wohn- und Arbeitshäuser (z.B. „Löwenbräustüberl“, Nr. 12, 14, 33). Zwischen Stehlings und Eschenbachstraße überschreiten wir kurz die Brücke, um auf dem Marktplatz einen Blick auf den Brunnen mit Darstellungen eines Webers, eines Färbers und eines Scherers, also zentralen Arbeitsschritten der Tuchherstellung, zu werfen.

In der Eschenbachstraße 30 ist ein großer und repräsentativer Manufakturbau von 1778 erhalten, der Elberhof. In der dreiflügeligen Anlage des Wohn- und Werkstattgebäudes sind Ähnlichkeiten mit Eupener Manufakturen erkennbar. In Monschau ist dieser Bau singulär. Ein paar Schritte weiter stößt man auf das auffällige, hochaufragende Kontor, Manufakturgebäude und Speichergebäude das ebenfalls der Firma Elbers gehörte. Wir biegen von der Eschbachstraße in das Rosental ein. Während das große rote Gebäude nur in Anklang an die Architektur des Roten Hauses in historistischer Manier erbaut wurde, war das Gebäude auf der linken Seite mit dem Pultdach eine in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts von der Familie Schmitz errichtete Webmanufaktur. Für die Herstellung von Mustern und ganz besonders hochwertigen Stoffen, deren Produktion die Unternehmer direkt überwachen und anleiten wollten, richteten sie sogenannte Weberwinkel ein, in denen ausnahmsweise in unmittelbarer Lohnarbeit gewebt wurde.

Im Rosental – unmittelbar an der Rur gelegen – stoßen wir dann auf einen größeren Fabrikkomplex, der etwas außerhalb des Ortes errichtet wurde, weil hier weniger Platzmangel herrschte und trotzdem eine gute Wasserkraftnutzung gewährleistet war.

Die Söhne von J. H. Scheibler erhielten 1757 eine erste, 1773 eine zweite Konzession für Walkmühlen. Das Walken wurde mit schweren Hammerwerken verrichtet, für deren Betrieb Wasserkraft unabdingbar war. Die Jahreszahl 1773 ist an einer Walkmühle noch deutlich erkennbar. Das Gebäude war allerdings früher noch um einige Stockwerke höher. Bereits 1820 benutzte man diese Mühlen auch für den Antrieb der modernen Spinn- Rauh- und Schermaschinen. Das große Bruchsteingebäude wurde 1840 errichtet. Gegenüber der ehemaligen Walkmühle von 1773 befindet sich das Kessel- und Maschinenhaus von 1858, heute – wie alle anderen Fabrikationsräume auch – zu Wohnräumen umgenutzt. Diese nicht ganz kleine Anlage, in der 1820 46 Arbeiter, 1880 sogar 128 Arbeitskräfte beschäftigt waren, war ein beherzter Versuch, die Monschauer Tuchproduktion nach einer großen Krise in den ersten Jahren des 19. Jahrhunderts auf die neuen Anforderungen des Maschinenzeitalters umzurüsten. Aber letztlich scheiterte der Versuch an der abgelegenen Lage und dem Unvermögen der Monschauer Unternehmer sich auf die Herstellung von billiger Massenware umzustellen. Nach und nach mussten alle Betriebe – und das waren 1825 immerhin 29 Tuchfabriken, vier Spinnereien und zwei Färbereien – ihren Betrieb einstellen. Sogar das Rote Haus musste die Familie Scheibler zwischenzeitlich verkaufen. Als letzter Betrieb konnte sich eine Firma bis 1908 halten, allerdings nur noch mit Lohnspinnerei für Mönchengladbacher Betriebe.

Nur gut, dass dies alles Johann Heinrich Scheibler nicht mehr erleben musste. Wer noch Zeit und Energie hat, kann der Eschbachstraße bis hinauf nach Menzerath (auf einer natürlich auch von Scheibler einstmals eingerichteten Straße) folgen und auf dem beschaulichen evangelischen Friedhof die Scheiblers und viele ihrer Verwandten und Kollegen der Monschauer Feinen Gewandschaft 'besuchen'.

Abseits unseres Rundwegs sind noch zwei Zeugnisse, bzw. Standorte der Wolltuchherstellung erwähnenswert: In Dreistegen unmittelbar vor Monschau, am Zusammenfluss von Perlbach und Rur, erwarb 1805 die Firma Schlösser und Scheibler eine ehemalige Mühle, in der zuvor schon zwei Raumaschinen betrieben hatte. 1840 wurde der mehrstöckige Bruchsteinbau an der Straße errichtet, 1856 stellte man auf die Produktion von Wollfilzhüten um, 1863 auf die noch ganz junge Kunst- bzw. Reisswollfabrikation, die zeitweilig sehr erfolgreich war und 1877 zur Errichtung eines weiteren Bruchsteingebäude an der Straße führte. Es sind noch einzelne Elemente des Antriebssystems und die Wasserabführung aus der Ruhr, vermutlich zum Antrieb einer Turbine in den Fabrikgebäuden, deutlich zu erkennen. *[Bemerkung 2017: Das Gebäude ist inzwischen weitgehend abgängig]* Im Kaiserreich kam das Maschinenhaus, 1918 kamen die Shedbauten entlang der Rur hinzu. Die Firma konnte sich bis in die Nachkriegszeit halten. Dann musste auch dort der Betrieb eingestellt werden. Vor allem die großen Gebäude aus dem 19. Jahrhundert verfallen heute zusehends. Ob die Pläne, dort ein Museum zur Energie- und Wasserwirtschaft in der Nordeifel einzurichten, Erfolg haben, bleibt abzuwarten.

Wenn man von Dreistegen nach Monschau hineinfährt, kommt man zur Burgau, auf der Bernhard Georg Scheibler 1793 einen riesigen Manufakturbau mit fünf Stockwerken und 18 Fensterachsen errichten ließ, um dort alle Produktionsschritte der Wolltuchfabrikation unter einem Dach zu versammeln. Dieses Gebäude, eine der ersten Tuchfabriken in Deutschland überhaupt, besteht leider nicht mehr. Auf dem Gelände finden wir heute das aus Bruchsteinen in den 30er Jahren noch im Stil der neuen Sachlichkeit errichtete Fabrikgebäude der „Rheinischen Wollwerke A Gronen & Co.“, die Streichgarn herstellten, aber 1983 ihren Betrieb einstellen mussten. Heute sind in diesen Shedhallen das „Historische Handwerkerdorf“ mit nachgestellten Fachwerkfassaden, imitiertem Wasserlauf und vor allem verkaufsfördernden 'Handwerksvorführungen' sowie und die „Römische Glashütte“ untergebracht. Diese beiden Einrichtungen haben nichts, aber auch gar nichts mit der Gewerbegeschichte Monschaus zu tun. Und es ist höchst bedauerlich, dass gerade an einem so bedeutenden Gewerbestandort eine solch idyllisierende und verklärende Geschichtsklitterung stattfindet, während die wahrlich bedeutende Geschichte der Tuchherstellung in Monschau noch kaum aufbereitet ist.

Weberei in allen Räumen – Das Weberdorf Roetgen

Lage: Roetgen liegt zwischen Monschau und Aachen an der B 253.

Tuchfabrik Forell: Postweg 10, zweigt von der Bundesstraße knapp südlich des Bahnübergangs und gegenüber der Rosentalstraße ab.

Genossenschaftweberei Rosental: in der Rosentalstraße 38. Das ehemalige Verwaltungsgebäude ist in der von der Rosentalstraße abzweigenden Rommelstraße zu finden (Nr. 9).

Mechanische Weberei Roetgen: Rommelstraße (s.o.) 7

Die Geschichte der Weberei in Roetgen ist äußerst vielfältig und nahm manchmal fast kuriose, auf jeden Fall sehr eigene Züge an. Dabei begann alles recht normal. Roetgen, auf dem Weg von Monschau nach Aachen gelegen, war ein Ort, in dem zum Teil im Neben-, zum Teil im Haupterwerb für die Verlage in Monschau und Eupen in Heimarbeit gewebt wurde. 1799 arbeiteten 20 Weber und über 100 Wollspinner im Ort. In einem zeitgenössischen Bericht heißt es: „Es fing das Wollspinnen an, und am Ende kam es soweit, dass fast alle Mannspersonen und Frauenzimmer, Junge und Alte, Wolle spannen, sogar kleine Kinder von 4 bis 5 Jahren wussten schon, wie viel sie täglich zu spinnen hatten. Man hörte vom frühen Morgen bis späten Abend fast nichts anders als das Surren der Spulräder.“ Viele Häuser, in denen die Handweberei betrieben wurde, verfügten über ein Loch im Mauerwerk, über das die 2 Meter breiten Kettbäume eingebracht werden konnten. Die Kette, der Längsfaden, wurde im Freien oder in einem Schuppen oder einer Scheune aufgebäumt.

Neben der Heimweberei wurden Anfang des 19. Jahrhunderts auch einige kleinere Tuchmanufakturen mit Handwebstühlen gegründet, die sich in erster Linie auf Kasimir

spezialisierten, einen preiswerten halbwollenen Hosen- und Anzugsstoff mit Baumwollkette und Streichgarn- oder Reisswollschuss. Die Firma Forell im Postweg beschäftigte 24 Arbeiter und verfügte über 10 eigene Webstühle, eine Rauerei sowie eine Schererei. Sie arbeitete in einem stattlichen, barocken Gebäude, das sich ehemals ein Spediteur als Wohn- und Geschäftshaus hatte errichten lassen. Die Tuchfabrik Forell fertigte neben Kasimir auch Drapzephir, einen Baumwollstoff für Oberhemden, Blusen und Kleider, und Circassienne, ein fast kaschmirartiges Wollgewebe.

Im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts setzte mit Mechanisierung der Weberei eine Krise für die Handweberei in den Häusern der Heimarbeiter und in den kleinen Fabriken ein. In den 1880er Jahren hatte die Weberei in Roetgen ein vorläufiges Ende gefunden. Offenbar lohnte sich in Roetgen, das erst 1885 einen Nebenanschluss der Bahn erhielt, die Einrichtung einer modernen Weberei nicht. Die Weber mussten sich daher in großen Aachener Tuchfabriken um Arbeit bemühen. Bevor die Bahnverbindung kam, nahmen sie sich entweder mit mehreren Kollegen über die Woche in Aachen eine Bude oder schliefen in den Fabrikhallen auf den Tuchballen und kehrten nur am Wochenende zu ihren Familien zurück. Am Montagmorgen machten sie sich um vier Uhr morgens auf den Fußweg, um um sieben Uhr pünktlich in Aachen zu sein. 1903 gaben von 490 wahlberechtigten Roetgenern 94 einen Beruf in der Weberei an. Etwa 20% der arbeitsfähigen Bevölkerung pendelte also nach Aachen.

Anfang des 20. Jahrhunderts, in einer guten Konjunkturphase, ergriffen einige Roetgener Weber selbst die Initiative und machten der verhassten und teuren Pendelei ein Ende. Sie gründeten 1906 die „Genossenschaftsweberei Rosental“, deren nicht ganz kleine Fabrikhalle noch heute in der Talstraße, allerdings in der Funktion eines Supermarktes, Bestand hat. Das Gebäude mit modernen Sheddächern hatte ursprünglich eine Fachwerkfassade. Die heutige, moderne Front im Stil der 20er/30er Jahre ist später vorgesetzt worden. 31 Personen traten der Genossenschaft bei, die hauptsächlich Lohnweberei für große Aachener Tuchfabriken übernahm. Man lieferte also das gewebte Tuch wieder nach Aachen, wo die abschließende Stopferei und Appretur erledigt wurde. 1909 arbeitete die Genossenschaft schon mit 41 Webstühlen. Der Betrieb wurde in der Nachkriegszeit von der Firma Laurent Schröder übernommen und bis 1966 fortgeführt.

Ungefähr zur selben Zeit, 1905, wurde unter der tatkräftigen Führung des Webstuhlmeister Aloys Reinartz die „Mechanische Weberei Roetgen“ ebenfalls als Genossenschaft gegründet. Ein waghalsiges und teures Unternehmen, das aber Unterstützung von allen Seiten fand und auch Erfolg hatte. So finanzierte die Genossenschaft hauptsächlich mit Krediten die ersten 24 Webstühle, eine Lokomobile zum Antrieb und die Transmissionsanlage. Auch hier finden wir weitläufige Shedhallen unmittelbar verbunden mit einem sachlichen Kopfbau, in dem vermutlich die Verwaltung ansässig war.

Angeregt durch die genossenschaftlichen Aktionen begannen in den 1920er Jahren sogar einzelne Weber wieder mit der Hausweberei im Lohnauftrag Aachener Fabriken.

Möglich war dies, weil Roetgen nun an das elektrische Leitungsnetz angeschlossen war und dadurch der Betrieb von mechanischen Webstühlen mit elektrischem Einzelantrieb möglich wurde. In den 20er und 30er Jahren arbeiten insgesamt 16 private Kleinstwebereien mit bis zu vier Webstühlen. Sogar in der Nachkriegszeit wurden noch private Kleinwebereien gegründet. Der letzte dieser wirklich außergewöhnlichen Betriebe stellte erst 1970 seine Produktion ein. Insgesamt waren in den Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg zwischenzeitlich bis zu 300 Roetgener in den kleinen Tuchfabriken und in der privaten Weberei beschäftigt. Aber auch hier kam in den 60er Jahren der endgültige Niedergang. Immerhin erinnern noch einige Gebäude und die kleine Weber-Statue vor dem neuen Rathaus an die ereignisreiche Weberei-Geschichte. Heute ist Roetgen wieder ein ausgesprochener Pendlerort. Nur der Weg zur Arbeit ist etwas weniger beschwerlich.

Füllerarbeit für Ackerer – Die Weberei-Genossenschaft und das Heimweberei-Museum in Schalkmehren

Schalkmehren (südöstlich von Daun) Das Museum ist in der alten Schule unmittelbar neben der Kirche und unweit des Schalkmehrender Maars eingerichtet worden. Das Museum ist im Ort ausgeschildert.

[Website](#)

Das ehem. Werkhaus an der Straße nach Mehren vor der Bahnunterführung rechts.

1920 kam die 28jährige Anna Lehnert als junge Lehrerin nach Schalkmehren – und erregte bald Aufsehen. Einige Jünglinge sollen merkwürdig oft am Schulfenster vorbeigegangen sein, um das schöne und stets geschmackvoll gekleidete „Fräulein“ zu beäugen. Wenn man das Bild der jungen Anna Lehnert betrachtet, kann man diese Umwege gut verstehen. Es zeigte sich bald, dass die neue Lehrerin noch etliche weitere Vorzüge und Eigenarten hatte. Einerseits war sie schon immer vom Umgang mit Stoffen und Farben fasziniert und ästhetisch begabt, andererseits erfuhr sie von ihren Schülern viel von der not- und entbehrungsreichen Welt der Kleinbauernfamilien der Eifel. Diese Ackerer versuchten sich mit Kleinstlandschaften in der von der Realteilung, finsternen Wetter und beschwerlichen Geländebeziehungen geprägten Region durchzubringen. „Die Eifel“ – schreibt Karl-Heinz Rieden, der eine kleine Biografie von Anna Lehnert verfasst hat – war, solange einer denken konnte, ein bettelarmes Land. Und Schalkmehren lag mitten darin.“

Unsere Lehrerin wollte sich aber nicht nur mit dem „Himmelblau der schönen Bildung“ beschäftigen und mochte dieser Not nicht tatenlos zusehn. Sie hatte die Idee, die alte Eifeler Tradition des „Hausfließes“, der Textilherstellung in den Bauernstuben, wiederaufleben zu lassen – nicht der Tradition wegen, sondern weil man mit Textilien etwas Bargeld verdienen konnte. Sie veranlasste die Kleinbauern, wieder alte Webstühle in Gang zu setzen beziehungsweise diese zu modernisieren, lehrte die Kunst und Technik des Webens, motivierte die Verzagten und Unerfahrenen und entwarf neue Muster. 1925 waren schon wieder 17 Webstühle in Betrieb. 1926 wurde auf ihre

Initiative hin die Heimwebereigenossenschaft Schalkmehren gegründet. Mitglied konnte nur werden, wer gleichzeitig auch Boden bebaute. Sinn und Zweck der Genossenschaft war „die Herstellung geschmacklich und handwerklich wertvoller Handgewebe in Heimarbeit“ und die „wirtschaftliche Besserstellung Schalkenmehrens und Umgebung, besonders durch Füllarbeit in den Wintermonaten.“ Nun saßen bei schlechtem Wetter und im Winter die Männer am Webstuhl, die Frauen sponnen und die Kinder spulten – wie zu Zeiten der Hausweberei im 19. Jahrhundert. Da das Wetter häufig schlecht und der Winter sehr lang war, blieb viel Zeit für die Weberei. Verarbeitet wurde selbstangebauter Flachs (zu Leinen) und die Wolle der Eifelschafe. Die Genossenschaft besorgte das Färben und zum Teil auch das Spinnen der Rohstoffe und kümmerte sich um den Absatz des Maartuchs, wie der neue Markenname bald lautete. Man produzierte vor allem Tischdecken und Kleidungsstoffe mit ansprechenden, farblich fein abgestimmten, ganz eigenen, eher modernen Mustern. Anna Lehnert ließ sich dabei durch traditionelle Eifeltuche inspirieren: „Die Farbenfreudigkeit und das Gediegene der Stoffe zog mich an, ich begab mich auf Forschungsreisen und bekam so eine Sammlung von 100 alten Mustern zusammen.“ Für ihre Entwürfe beanspruchte sie eine „ganz eigene, charakteristische Note...., die dem Charakter der Landschaft entspricht.“ Insbesondere in naturreformerischen und jugendbewegten Kreisen kamen die Muster gut an. Ein Zeitgenosse schrieb 1930: „Am Rhein ... sah ich zuerst ein Kleid aus diesem Maartuch. Da erstrahlte mir die ganze Farbenpracht der Eifelblumen entgegen. Das waren Farben, wie sie nicht die dicken Tuchrollen in unseren Warenhäusern zeigen.“ Das „ist kein Alltagskleid nach Schablone und sich endlos wiederholenden Muster. ... Das schreit nicht und ist doch bunt, wie das Volk es liebt, und wie es das Kleid der Natur selbst ist.“

Ab 1928 kümmerte sich Anna Lehnert ganz um das Wohl der Genossenschaft und ihrer Weber. 1931 konnte sogar ein stattliches Werkhaus erbaut werden, in dem Material und Tuche gelagert werden konnten, Kurse und Beratungen durchgeführt wurden, ein Werkraum eingerichtet und die Arbeit der Genossenschaft verwaltet wurde.

Das alles klingt einfacher als es war. Der Lehrer und der Pfarrer in Schalkmehren reagierten nämlich eher mit Unwillen. Es war für jene Zeit nicht selbstverständlich, dass eine junge Frau das Schicksal des Dorfes in die Hand nahm. Die Verwaltung in Daun begleitete die Aktivitäten in Schalkmehren durch Ignoranz und Untätigkeit. Aber die Lehrerin ließ sich nicht beirren. Sie finanzierte das Unternehmen anfänglich mit ihrem „wackeligen Junglehrerinneneinkommen“, nahm Schulden auf und konnte den Pfarrer in Mehren dazu gewinnen, ihre Briefe auf einer Schreibmaschine in die erforderliche Form zu bringen. Einige Weber legten dann in den 30er Jahren die Meisterprüfung ab und wurden in die Ausbildung jüngerer Kräfte eingebunden.

Im zweiten Weltkrieg musste die Weberei eingestellt werden. Doch schon bald nach dem Krieg gelang es, die Weberei und die Genossenschaft zu neuem Leben zu erwecken. Die besten Absätze waren 1951 und in den Jahren 1974/75 zu verzeichnen. Doch die Notzeit, die Zeit des Kleinbauerntums ging zu Ende. Viele Schalkenmehrener hatten nun

die Möglichkeit, sich Arbeit außerhalb des Heimatdorfs zu verschaffen. Die Genossenschaft verlor ihren ursprünglich Sinn und wurde 1983 aufgelöst. Der letzte Weber stellte 1989 seine Arbeit ein.

Die Geschichte der Anna Lehnert und der Heimweberei ist jedoch nicht ganz vergangen: Das Ehepaar Rieden hat fleißig Informationen und Bilder aus der alten Zeit gesammelt, die Gemeinde hat die alte Schule zur Verfügung gestellt und ein Arbeitskreis hat dort ein sehr schönes und informatives Museum eingerichtet: Man kann dort in die 19 abgearbeiteten Gesichter der ersten Genossenschaftler schauen. Es gibt Bilder von der harten und ärmlichen Lebens- und Arbeitswelt Schalkmehrens. Auf dem Webstuhl eines alten Genossenschaftlers kann man das Weben noch erleben. Und es gibt eine wunderbare kleine Sammlung: die Muster und Stoffe der Heimweber, Kleidungsstücke aus Maartuch, Jacken aus Eifelwolle, so schwer, dass man im Winter keinen Mantel brauchte. Ein Schrank mit Leinenstoffen, eine Wohnküche, die Fotos von Anna Lehnert ...

Das Museum ist selbst ein wenig wie unsere Lehrerin: anmutig, klug, ideenreich, entschlossen und von einer faszinierender Ausstrahlungskraft.

Fabrikwelt der Jahrhundertwende – Die Tuchfabrik Müller in Euskirchen-Kuchenheim

Lage: Kuchenheim, an der Bundesstraße zwischen Rheinbach und Euskirchen, in Kuchenheim ausgeschildert. Adresse: Landschaftsverband Rheinland, LVR-Industriemuseum, Carl-Koenen-Straße, 53881 Euskirchen-Kuchenheim.

[Website](#)

1801 wurde am Erftmühlenbach eine große Papiermühle errichtet, die bis 1843 produzierte, dann aber den Betrieb einstellen musste. Sie hatte mit zwei ganz modernen Problemen zu kämpfen. Das Wasser des Erftmühlenbachs war durch andere Gewerbebetriebe so verschmutzt, dass man damit kein sauberes Papier mehr schöpfen konnte. Zugleich machte eine frisch erfundene Papiermaschine den Papiermachern in Kuchenheim zu schaffen, die noch aus der Bütte in reiner Handarbeit schöpfen. Es zogen nach 1843 erste Textilbetriebe in das Gebäude ein, die die Wasserkraft zum spinnen und walken nutzten. 1863 wurde die erste Dampfmaschine angeschafft. 1867 erfolgte der Bau des Wohn- und Lagergebäudes, in dem das Wollager, aber auch Kontor und Tuchlager ihren Platz fanden.

1894 begann dann eine neue Epoche: Ludwig Müller erstand das gesamte Ensemble und richtete es in den nächsten Jahren komplett neu als Volltuchfabrik ein: als ein Unternehmen, das alle Fabrikationsschritte unter einem Dach versammelt, die nötig sind, um aus Wolle Tuch herzustellen. Anfang des Jahrhunderts war der Kuchenheimer Betrieb eine Tuchfabrik auf dem neusten Stand der Technik. Die komplette Maschineneinrichtung aus dieser Zeit ist bis heute erhalten: Die Dampfmaschine, etwa 60 Großmaschinen, aber auch die Webschiffchen, Werkzeuge, Ersatzteile und sogar ganz

persönliche Relikte der Arbeiter: Brille, Zigarettenschachtel, Kaffeebecher, Seife, Mütze, Schuh ...

Seit der Firmengründung stellte man – und das ist typisch für die Euskirchener Tuchindustrie – hauptsächlich Lodenstoffe und Uniformtuche her. Bis 1961 wurde mit der Dampfmaschine und den alten Maschinen produziert. Eine Spezialität der Tuchfabrik Müller hatte in der Eifel schon eine lange Tradition: der Tirtey-Gewebe aus Wolle und Baumwolle. Ende der 50er Jahre, in der Zeit als die größeren Betriebe moderne Maschinen anschafften und die Konkurrenz aus dem Ausland immer bedrückender wurde, musste Kurt Müller den Betrieb einstellen, weil er nicht mehr genug Aufträge hatte. Er hegte die Hoffnung, dass der noch einmal die Produktion wieder aufnehmen könne. Daraus wurde nichts – aber aus der Fabrik ein Museum!

Das ungewöhnliche Konzept des Rheinischen Industriemuseums ermöglicht es, dass wir heute diesen kompletten Fabrikkosmos besichtigen können. Statt eine neue Sammlung zusammenzutragen hat das Museum in Kuchenheim die ganze Fabrik denkmalgerecht wiederhergerichtet und für die Besucher sanft erschlossen und erläutert. Modelle, Installationen, Filme und Bruchstücke aus Interviews mit den ehemaligen Arbeitern verdeutlichen die Sozial- und Betriebsgeschichte. Die Tuchfabrik Müller ist kein typisches Textilmuseum, sondern eine ganzheitliche und vielfältige Fabrikwelt: mit Transmissionen, mit Abstellecken, mit Wänden, auf denen man noch die Spuren von Öl und Fett erkennen kann. Sogar die Arbeiter haben sich dort mit Arbeitsnotizen aber auch mit 'privaten' Sprüchen und Initialen verewigt.

Die Museumsfachleute des Landschaftsverband Rheinland haben nicht nur das Gebäude und das Inventar liebevoll restauriert, sie haben sogar die wichtigsten Maschinen wieder zum laufen gebracht! Die Dampfmaschine, der Krempelsatz, eine große Spinnmaschine, vier Webstühle arbeiten wieder und werden bei jeder Führung durch die Tuchfabrik vorgeführt. Und das Donnern der Webstühle war so laut, dass die Weber sich nur mit Handzeichen verständigen können. Die Produkte dieser Demonstrationsproduktion kann man im Museumsladen kaufen.

Das wunderbare und in seiner Art einzigartige Fabrikensemble wird ergänzt durch eine Auftakt-Ausstellung im Neubau, die alle Mögliche rund um die Tuchfabrik Müller erzählt: Woher kommt die Wolle? Was für Farbstoffe verwendete man? Wie kommen die Muster in das Tuch? Was wird aus den Wollstoffen gemacht? Und in den ehemaligen, eher bescheidenen Wohnräumen der Unternehmerfamilie ist eine kleine Ausstellung zum Aufstieg und Niedergang der rheinischen Tuchindustrie zu entdecken. Einen angenehmen Ausklang findet der ungewöhnliche Fabrik- und Museumsbesuch in der lichten Cafeteria des Museums.

Vom Kesselhaus zur Kletterwand – Die Tuchfabrik Ruhr-Lückerath in Euskirchen

Lage: Zwischen Euskirchen und Euenheim, am westlichen Ortsausgang von Euskirchen (Richtung Mechernich), an der B 266, als „Alte Tuchfabrik“ ausgeschildert.

[Website](#)

1961, als die Tuchfabrik Müller schließen musste, gingen einige Arbeiter zur Firma Ruhr-Lückerath, einem weit aus größeren Betrieb, der damals 458 Beschäftigte zählte. Man sah die Zukunft der Firma damals noch rosig: „Da hatte man gedacht, die überleben. Die hatten die Webautomaten. Da konnte man schön Geld verdienen. Das hieß natürlich direkt Tag- und Nachtschicht. Die Konstruktion bei Ruhr -Lückerath, die war immer auf dem neusten Stand. Die waren immer wieder bereit, was Neues anzuschaffen, das neue System, alles mit REFA durchgeforstet, alles!“ Ein Weber bediente dort sechs – statt einen oder zwei Webstühle wie in der Tuchfabrik Müller – gleichzeitig. Dies war möglich, weil viel modernere Maschinen eingesetzt wurden, die zahlreiche Handgriffe und Kontrollprozesse, die früher noch dem Weber persönlich oblagen, nun automatisch vollzogen: den Schützenwechsel, das Anknoten der vielen Tausend Kettfäden, die Überwachung von Kett- und Schussfaden. Zugleich war dort die Arbeitsteilung sehr viel ausgefeilter. Der Weber bediente tatsächlich nur noch die Maschine und korrigierte kleine Fehler. Für den Materialnachschub, Tuchtransport, größere Reparaturen und neue Einstellungen war der Meister zuständig.

Doch auch diese neue Welt hatte auf Dauer keinen Bestand. 1982 passierte, was lange niemand glauben mochte: Auch die bedeutende Firma Ruhr-Lückerath musste als letzte Euskirchener Tuchfabrik schließen und die 180 noch verbliebenen Beschäftigten entlassen. Der immer rasanter werdende technische Fortschritt erforderte großen Kapitaleinsatz. Erhebliche Preissteigerungen der Rohstoffe, eine Mode, die eher Baumwoll- als Wollprodukte präferierte – man denke nur an Jeans und Parkas! – und Billigimporte aus Niedriglohnländern erzwangen die Einstellung des Betriebs. Hinzu kam eine Hochzinsphase, die eine Kreditaufnahme und neue Rationalisierungsinvestitionen erschwerte.

Dem imposanten Gebäudekomplex ist die Größe des Betriebes unschwer anzusehen. Die ersten Gebäude wurden hier bereits in den 1850er Jahren errichtet. Das mehrstöckige Gebäude in der Mitte des Ensembles wurde 1887 erbaut und ist in seiner Form als Hochbau mit Rundbogenfenstern (nur noch im Erdgeschoss erhalten), der langen Fensterachse und den Mauerankern ein typischer Fabrikbau jener Zeit. Er diente zum Schluss vor allem als Verwaltung. 1919 wurde der Betrieb der beiden traditionsreichen Euskirchener Tuchfabriken Ruhr und Lückerath vereinigt. Um den Kern der Gebäude aus dem 19. Jahrhundert herum wuchs allmählich – von keinerlei Raumproblemen bedrängt – ein großes Firmengelände heran. Auffällig sind das große Kessel- und Turbinenhaus mit mächtigem Schornstein und die weitläufigen, ebenerdigen Shedhallen, die als Wolferei, Krempelei, Spinnerei und Fertigappretur genutzt wurden. Die Weberei befand sich im Hochbau parallel zum Veybach. Bemerkenswert sind unmittelbar rechts vom Eingang die großen schwarzen Wasseraufbereitungsanlagen, die –

bis zum Bau der Steinbachtalsperre – erforderlich waren, um das Kesselwasser zu entkalken. Zum Ensemble gehören auch ein Pförtnerhäuschen und Arbeiterwohnungen kurz vor dem alten Fabrikeingang.

Nach der Schließung von Ruhr-Lückerath erlebten die Fabrikbauten einen typischen Niedergang. Die Gebäude verfielen langsam und wurden von kleinen, mehr oder weniger seriösen Firmen zwischengenutzt. Eine Firma entsorgte zum Beispiel riesige Mengen von Autoreifen auf dem Außengelände, ohne aber an einen Abtransport zu denken. Inzwischen ist aber die Wende da. Ein neuer Besitzer hat für das 22.000 m² große Firmengelände ein zukunftsgerichtetes Nutzungskonzept entwickelt, das das alte Firmengelände nicht einfach als billigen, drittklassigen Abstellplatz betrachtet. Ganz im Gegenteil, die „Veybach Liegenschaften GmbH“ hat eine aufwendige Reinigung von Schutt und Schrott und ganz offensichtlich eine eher erhaltende als zerstörende Grundsanierung vorgenommen, die das Ensemble auf Dauer für neue Nutzungszwecke erschließt.

Literatur:

(Stand 2001)

Barkhausen, Ernst: Die Tuchindustrie in Montjoie – ihr Aufstieg und Niedergang. Aachen 1925 (Nachdruck o.O. 1997)

Drinkwater, John F.: Die Secundinier von Igel und die Woll- und Textilindustrie in Gallia Belgica, in: Trierer Zeitschrift 40/41, 1977/78, S. 107-125

Hansmann, Wilfried/Woldt, Lisbeth: Die Treppen des Roten Hauses in Monschau. (=Rheinische Kunststätten 335) Köln 1988

Hansmann, Wilfried/Mangold, Josef/Nay-Scheibler, Elisabeth: Das Rote Haus in Monschau, Köln 1994

Harzheim, Gabriele: Monschauer Weber im 19. Jahrhundert, in: Textilarbeit (=Rheinisches Jahrbuch für Volkskunde 27, 1987/88), Bonn 1989, S. 93-107

Herborn, Wolfgang: Kleinstädtisches Tuchmachergewerbe im Kölner Raum bis in die frühe Neuzeit: Deutz, Münstereifel, Siegburg, in: Textilarbeit (=Rheinisches Jahrbuch für Volkskunde 27, 1987/88), Bonn 1989, S. 59-82

Küpper, H.: Der Niedergang der Münstereifeler Tuchmacher, in: Heimatkalender für den Landkreis Euskirchen 1957, S. 27-41

Rieden, Karl-Heinz: Anna Droste-Lehnert. (Eigenverlag) Grevenbroich 1994

Rieden, Renate: Anna Droste-Lehnert und die Heimweberei Schalkmehren e.G. Manuskript

Schuppener, Ulrich: Roetgens Webertradition, Eupen 1996

Stender, Detlef: Am Ende einer Epoche – Die Betriebsschließung der Tuchfabrik Müller im Strukturwandel der Branche, in: Rainer Wirtz (Hg.): Industrialisierung-Ent-Industrialisierung-Musealisierung? (=Beiträge zur Industrie- und Sozialgeschichte 8), Köln 1998, S. 98-126

Timmermann, Irmgard: Handweberei in der Eifel – Niedergang und Versuche, der Neubelebung. Ein Erfahrungsbericht, in: Textilarbeit (=Rheinisches Jahrbuch für Volkskunde 27, 1987/88), Bonn 1989, S. 117-151

Wessel, Gregor: Auf Tuchfühlung mit der Region. Radwandern durch die Eifel: Die Tuchmacher- und Weberkulturroute. WanderKultur Routen. in: ???S. 86-???

Wollmann, Ernst: Die Wollindustrie in einst und jetzt, in: Heimatjahrbuch für den Landkreis Ahrweiler 1962, S. 111-114

Wollmann, Ernst: Die Wollweberzunft in Adenau, in: Heimatjahrbuch für den Landkreis Ahrweiler 1955, S. 88-91

Zahn, Eberhard: Die Igeler Säule in Igel bei Trier. (=Rheinische Kunststätten 38), Köln 1982

Zahn, Eberhard: Das Rote Haus in Monschau. (=Rheinische Kunststätten 76), Köln 1984